

3 Sprache und Raum

Wenn ich nach Engelberg fahre, ist klar, Wolfenschiessen kommt auch noch in das rein, Grafenort auch noch eher. Und dann geht es den Pass rauf und wir haben mit Engelberg eine ganz andere Art.

Draw-a-map-task Nahraum, Probandin PB44 über den Raum Stans

Die Bedeutung des Konzepts des Raumes für Disziplinen, die sich mit dem Menschen auseinandersetzen, kann am Terminus *Umraum* (May 2000) festgemacht werden, demnach alles, was «[e]ntsprechend der menschlichen kognitiven Fähigkeit der Akteurzentriertheit [...] nicht zum eigenen Selbst gehört und als außerhalb dessen wahrgenommen wird» (Anders 2010b, S. 82), als Umraum bezeichnet werden kann. Im (Um)Raum bewegt und orientiert sich der Mensch, er stellt für ihn in seinem Austausch mit der Welt eine zentrale Interaktionskategorie dar. Die Relevanz, die diesem Konzept zukommt, wurde gerade in den Sozialwissenschaften lange Zeit übersehen:

Erstaunlich ist nun, daß mit der gleichen Sicherheit, mit der Zeit als soziale Konstruktion verstanden wird, mittels derer Menschen die Differenz von Vergangenheit und Zukunft organisieren, Raum als materielles Substrat, Territorium oder Ort entworfen wird. [...] Die Crux ist dabei, daß dieses Verständnis von Raum in erster Linie als materielles Objekt dazu führt, daß Raum [...] als nicht weiter bemerkenswert, bestenfalls als in Untersuchungen auszuschließende «Umweltbedingung» erachtet wird. (Löw 2001, S. 9)

Unlängst hat der *cultural turn* die Auseinandersetzung mit dem Raum befördert: Verschiedene Disziplinen beschäftigen sich seither detailliert damit (vgl. für die Soziologie Löw 2001, für die Geographie Weichhart 2008, für die Linguistik Auer und Schmidt 2010¹⁹), weshalb zuweilen von einem *spatial turn* (Hess-Lüttich 2013) die Rede ist. Frucht dieser vertieften Auseinandersetzung ist die Überzeugung, «dass Räume erst vor dem Hintergrund menschlicher Bedeutungszuschreibungen gesellschaftliche Wirklichkeit werden, dass sie kulturell geprägt

¹⁹ Dass die Sprachwissenschaft dem Raum seit einiger Zeit höhere Sensibilität entgegenbringt, ist an den folgenden Bänden der Reihe «Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft» abzulesen (Christen 2015, S. 354–355): Während das Handbuch Dialektologie (Besch et al. 1982–1983) keinen Artikel beinhaltet, der den Raum behandelt, wird der Raum in der Nachfolgepublikation (Auer und Schmidt 2010) prominent thematisiert. Johnstone 2010 etwa bietet in ihrem Artikel einen wissenschaftsgeschichtlichen Abriss zum Verständnis von Raum aus (human)geographischer Perspektive und zeigt auf, wie dieses das linguistische Verständnis von Raum beeinflusst hat.

sind und folglich als «soziale Konstruktionen» verstanden werden müssen» (Christmann 2016a, S. 89). Diese Sichtweise ist weithin akzeptiert und wird auch in vorliegender Arbeit vertreten. In Kap. 3.1 wird beschrieben, welche theoretischen Grundlagen die Herausbildung eines sozialkonstruktivistischen Raumverständnisses ermöglichten; als Kontrast dazu wird skizziert, welche weiteren Konzeptionen von Raum greifbar sind. Kap. 3.2 thematisiert, mit welchem Raumverständnis die Dialektologie lange Zeit operierte und wie sich dieses erweitern lässt. Unter Kap. 3.3 wird das Konzept des *place-making* eingeführt, das die Überzeugung, Raum werde in einem fortwährenden Prozess (auch) durch den Menschen gemacht, terminologisch fixiert.

3.1 Raum – eine Inventur

Ein Blick zurück auf die Anfänge der Auseinandersetzung mit dem Konzept des Raumes zeigt, dass Räume «zunächst als invariante und objektiv gegebene Entitäten konzipiert wurden [...], dass es aber von Anfang an auch Versuche gab, sie als relationale bzw. als soziale Konstrukte zu fassen» (Christmann 2016b, S. 8). Namentlich Aristoteles ging von einem absolutistischen Raumverständnis aus: Im Zusammenhang mit der Frage, wie Bewegung im physikalischen Sinn erklärt werden kann, definierte Aristoteles Ort als «das unmittelbar Umfassende für das, dessen Ort er ist» (Aristoteles 1995, S. 81, zit. nach Christmann 2016b, S. 10). Ort bzw. Raum ist in dieser Lesart etwas Unabhängiges, Losgelöstes, das die Gegenstände umschließt, und demnach nicht mit ihnen interagieren kann. Eine solche Auffassung von Raum wird heute mit der Bezeichnung *Container Raum* versehen. Bereits Aristoteles' Schüler Theophrastos grenzte sich von dieser Annahme ab. Nach seiner relativistischen Konzeption «besitzt Raum an sich keine Realität. Vielmehr werde er erst durch die spezifische Ordnungsbeziehung von Körpern hergestellt» (Christmann 2016b, S. 11). In der Folge konkurrierten absolutistische und relativistische Konzeptionen miteinander.

3.1.1 Von einem absolutistischen zu einem relativistischen Raumverständnis

Mit Bezug auf Weizsäcker (1986) formuliert Löw (2001), dass sich in der Forschungsdiskussion zum Raum eine Spaltung entlang der historischen Kontroverse zwischen absolutistischen und relativistischen Sichtweisen zieht.²⁰ Die beiden Sichtweisen unterscheiden sich vor allem in ihrer Einschätzung zum

²⁰ Eine ausführliche Darstellung der Debatte und deren prominenter Vertreter findet sich bei Löw 2001, S. 24–27.

Verhältnis von Materie und Raum: «Während Absolutisten einen Dualismus annehmen, d. h., es existieren ihnen zufolge Raum und Körper, sind relativistische Traditionen der Auffassung, daß Raum sich aus der Struktur der relativen Lagen der Körper ergibt.» (Löw 2001, S. 17) Die absolutistische Trennung zwischen Raum und Körpern besagt, dass Raum unabhängig vom Körper und damit vom Handeln existiert. Diese Perspektive verdichtet sich in der (nach wie vor verbreiteten) Vorstellung, dass der Raum die Körper umschließt resp. dass sich Körper in einem Raum befinden. Unter relativistischer Perspektive hingegen kann Raum nicht ohne Körper gedacht werden, da er sich erst aus der Anordnung der Körper oder auch deren Handlungen ergibt. Die Körper werden als in steter Bewegung befindlich konzipiert, womit auch die Räume einem permanenten Veränderungsprozess unterliegen: «Während im absolutistischen Denken Räume die unbewegte und für alle gleichermaßen existente (deshalb homogene) Grundlage des Handelns sind, geht im relativistischen Denken die Aktivität des Handelns unmittelbar mit der Produktion von Räumen einher.» (Löw 2001, S. 18)²¹

3.1.2 Der sozial konstruierte Raum

Löw (2001) knüpft an die relativistische Raumvorstellung an und definiert Raum als «relationale (An)Ordnung von Körpern, welche unaufhörlich in Bewegung sind, wodurch sich die (An)Ordnung selbst ständig verändert» (Löw 2001, S. 131). Der Begriff der «(An)Ordnung» ist bewusst gewählt: Mit dem Präfix *an* wird darauf verwiesen, dass Räume erst durch Konstruktionshandlungen des «(An)Ordnens» entstehen, womit dem dynamischen, prozessualen Charakter des Räume-Machens Ausdruck verliehen wird. Mit dem Substantiv *Ordnung* wird der Produktcharakter von konstruierten Räumen fokussiert, die sich für die Menschen, die sie konstruieren, als objektive «(An)Ordnungen» der Welt manifestieren. Das Verhältnis zwischen Prozess und Produkt räumlichen Handelns kann weiter dargestalt ausgeführt werden, als dass räumliches Handeln gesellschaftliche Strukturen in alltäglichen Routinen konstruiert «und zwar in einem rekursiven Prozeß. Das heißt, gesellschaftliche Strukturen ermöglichen

²¹ Christmann 2016b, S. 11, weist darauf hin, dass Einstein 1960 die handlungstheoretischen Überlegungen dementsprechend inspirierte, als er kritisierte, dass Raum «auf alle körperlichen Objekte wirkt», ohne «dass diese auf ihn eine Rückwirkung ausüben» (Einstein 1960, XIV). Seiner Argumentation nach sind Körper nicht als passive Objekte, sondern als den Raum konstituierende Elemente zu betrachten. Damit weist er auf das Handlungspotenzial hin, das diesen Elementen (also u. a. den Menschen) für die Gestaltung von Räumen zugeschrieben werden darf.

raumkonstituierendes Handeln, welches dann diese Strukturen, die es ermöglichen [...], wieder reproduziert.» (Löw 2001, S. 170)²²

Eine solche Konzeption von Raum wirft v. a. zwei Fragen auf (vgl. auch Löw 2001, S. 139): Sind Räume in ihrer Form als menschliche Syntheseleistungen ausreichend beschrieben? Handelt es sich bei Räumen nicht (auch) um real existierende Entitäten? Das Verhältnis zwischen materiell-existierendem und synthetisch-konstruiertem Raum – auf welches diese beiden Fragen zielen – wird in der Forschung unterschiedlich bewertet. Während Einigkeit darüber besteht, dass sich Menschen die sie umgebenden Räume mental aneignen, ist umstritten, wie stark sie sich dabei auf die Materialität dieser Räume beziehen. Petkova (2015, S. 18) plädiert mit Bezug auf Soja (1989) dafür, die Materialität von Räumen bei deren (Re)Konstruktion durch Menschen nicht ausser Acht zu lassen.²³ In ihrem Modell zum Verhältnis von Lokalität, mentalen Modellen und sprachlichem Handeln finden sich materielle Aspekte von Räumen in der Lokalität, die von Menschen über mentale Modelle angeeignet werden und dementsprechend dort ihren (beliebigen) Niederschlag finden (Petkova 2015, S. 19). Genauso wichtig wie die Frage, ob sich erdräumliche Ausschnitte in ihrer Materialität in den mentalen räumlichen Repräsentationen der Menschen niederschlagen, ist die Umkehrung derselben und damit die Frage, wie sich Raumkonzepte von Menschen durch deren Handeln in der Materialität von Räumen niederschlagen (Löw 2001, S. 140–141). Diese Frage wird in Kap. 3.3 weiter ausgeführt.

3.1.3 Räume in Wissenschaft und Alltag

Die Herausbildung eines relativistischen Raumverständnisses ebnete den Weg für eine sozialkonstruktivistische Auffassung von Raum, die heute in der Forschung weitgehend etabliert ist.²⁴ Da in vorliegender Arbeit aber nicht nur die wissenschaftliche, sondern auch nichtwissenschaftliche Auffassungen von Raum interessieren, soll nachfolgend auf eine Zusammenstellung von Weichhart (2008, S. 75–93) eingegangen werden, die in diesem Zusammenhang ausschlussreich ist.

²² Löw 2001, S. 177–179, bezieht sich in ihren Ausführungen auf die *Theorie der Strukturierung* von Giddens 1988, nimmt dabei allerdings eine Änderung vor: Sie denkt Strukturen nicht unabhängig von Raum und Zeit, sondern einzig von Ort und Zeitpunkt. Diese Änderung ermöglicht es ihr, räumliche Strukturen, die in der Fachliteratur zwar verwendet, aber nie definiert werden, in das Konzept der Strukturierung einzubinden.

²³ Soja 1989, S. 120, fasst Raum als Vernetzung zwischen «physical space of material nature» und «mental space of cognition and representation».

²⁴ Vgl. für detailliertere Informationen zu Schulen und Vertretern auch Löw 2001, S. 35–63.

1. Unter Raum kann etwa ein «Gebiet der Erdoberfläche» (Weichhart 2008, S. 76–77) verstanden werden. Diese Auslegung des Konzepts bezieht sich auf Erdraumausschnitte oder Teilbereiche der Erdoberfläche und spricht konkrete Einheiten der materiellen Welt an, wie bspw. den Mittelmeer- oder den Alpenraum.²⁵
2. Raum kann weiter als «Container Raum» (Weichhart 2008, S. 77–78) aufgefasst werden, womit auf jene Entität verwiesen wird, die zurückbleibt, «wenn man gleichsam aus einem Gebirgsraum das Gebirge herausnimmt» (Weichhart 2008, S. 77). Raum wird in dieser Auffassung als «eigenständig[e] ontologische Struktur [gesehen], die unabhängig von ihrer dinglich-materiellen Erfülltheit existiert» (Weichhart 2008, S. 77).
3. Raum kann zudem als «logische Struktur» (Weichhart 2008, S. 78–79) aufgefasst werden und steht dann für eine abstrakte Ordnungsrelation, «innerhalb derer die gegebenen Elemente gedanklich eingepasst oder verortet werden» (Weichhart 2008, S. 78), bspw. ein Farbenraum, in welchem jede Farbe ihren Platz hat. Raum hat in dieser Auffassung «keine eigene Gegenständlichkeit, sondern er besteht in den Beziehungen von Elementen oder Ordnungsobjekten zueinander» (Weichhart 2008, S. 78).²⁶
4. Eine eigenständige Variante von *Raum als logische Struktur* stellt nach Weichhart «Raum als Relationalität der Dinge» (Weichhart 2008, S. 79–82) dar: Dabei handelt es sich um die relativistische Auffassung von Raum, die besagt, dass Raum erst durch die Relationalität der Dinge zueinander konstituiert wird. Raum entsteht einzig «durch die zwischen den Dingen und Körpern existierenden Lagerrelationen. *Ohne Dinge gibt es keinen Raum*» (Weichhart 2008, S. 79).²⁷

²⁵ «Genau genommen handelt es sich hier zunächst nur um eine Art Adressangabe, die in der Regel allerdings relativ unscharf ausfällt. «Raum» ist dann nichts anderes als eine vage und abgekürzte Bezeichnung für ein bestimmtes Gebiet der Erdoberfläche, dessen Grenzen aber entweder nicht näher definiert und unscharf belassen oder konventionell und pragmatisch festgelegt werden. «Mittelmeerraum» steht dann für nichts anderes als «die Gegend» oder «das Gebiet rund um das Mittelmeer».» (Weichhart 2008, S. 77)

²⁶ Vgl. für einen Blick auf die sprachwissenschaftlichen Konzeptionen in Orientierung am *Raum als logische Struktur* Christen 2015, S. 360–361, die in diesem Zusammenhang auf Konzepte wie «Schichtung» (Macha 1991, S. 8), «Sprechlage» (Lenz 2003), «Varianz- oder Möglichkeitsraum» (Macha 1991, S. 5), oder, ganz prominent, auf die «Architektur der Sprache» verweist (Coseriu 1988).

²⁷ Innerhalb der Dialektologie kann die Dialektgeografie als Disziplin gelten, die sich an einem solchen Verständnis von *Raum als Relationalität der Dinge* orientiert. Dort wird Sprache als Ortsattribut aufgefasst und kartiert, wobei sich räumliche Formationen ergeben, bei denen «es sich nicht um erdräumliche Ausschnitte [handelt], nicht um Dinge, sondern um Konfiguriertheiten, wie sie die Dialektologie als Resultat ihrer sprachgeografischen Bemühungen vor-

5. Mit der Bedeutungsvariante des «erlebten Raumes» greift Weichhart (2008, S. 82–84) ein Konzept auf, das darauf fokussiert, wie Menschen Räume im Alltag wahrnehmen. Der *erlebte Raum* steht mit dem *Raum als Gebiet der Erdoberfläche* insofern in einer Beziehung, als sich erlebte Räume auf konkrete Erdraumausschnitte beziehen. Inhaltlich aber gehen sie darüber hinaus, da damit Räume gemeint sind, die mit individuellem und kollektivem Sinn aufgeladen sind und den Menschen gleichsam als objektive Realität vorkommen:

Der erlebte Raum erscheint dem Menschen als der Inbegriff faktischer Realität, er repräsentiert gleichsam die integrale «Wirklichkeit» der Außenwelt, der wir in unserer individuellen Existenz gegenüberstehen. Er ist von der Wahrnehmung her ein ganzheitliches Amalgam, in dem Elemente der Natur und der materiellen Kultur, Berge, Seen, Wälder, Menschen, Baulichkeiten, Siedlungen, Sprache, Sitten und Gebräuche sowie das Gefüge sozialer Interaktionen zu einer räumlich strukturierten Erlebnisgesamtheit zu einem kognitiven Gestaltkomplex verschmolzen sind. (Weichhart 2008, S. 82–83)

Erlebte Räume können als kognitive Konstrukte beschrieben werden «in denen ein Gefüge von Meinungen und Behauptungen [...] zum Ausdruck kommt»: Je bekannter der betreffende Ausschnitt der Erdoberfläche ist «desto dichter ist dabei das Gefüge der Behauptungen und Eigenschaftszuschreibungen» (Weichhart 2008, 83).²⁸

6. Und auch Weichhart (2008, S. 326–329) thematisiert zuletzt den «sozial konstituierten und konstruierten Raum», der in konkreten Handlungen produziert wird. Die Abgrenzung zwischen dem «erlebten Raum» und dem «sozial konstruierten Raum» ist indes nicht leicht: So räumt Weichhart (2008, S. 326) denn auch ein, dass zwischen den beiden Räumen wechselseitige Zusammenhänge bestehen können. M. E. lassen sich diese beiden zuletzt genannten Raumkonzepte so gegeneinander abgrenzen, als dass das Konzept des *erlebten Raumes* eher die Seite der Wahrnehmung als Perzeption, das Konzept des *sozial konstituierten und konstruierten Raumes* eher die aktive Seite der Konstruktion betont wird. Weichhart verweist bei der Beschreibung des *sozial konstituierten und konzipierten Raumes* denn auch auf das Konzept der *alltäglichen Regionalisierungen* nach Werlen (1987), womit

zuweisen pflegt» (Christen 2015, S. 357). Diese räumlichen Formationen werden mittels unterschiedlicher Visualisierungsmethoden in Dialektatlanten abgebildet, wobei der Eindruck entstehen kann, dass «sprachliche Phänomene über ein quasi verdinglichtes Areal verfügen [...] und fest mit einem Erdraumausschnitt mit einer Ausdehnung und einer Umgrenzung verbunden» sind (Christen 2015, S. 357).

28 Vgl. für eine Einschätzung der Brauchbarkeit des Konzepts des *erlebten Raumes* innerhalb der Dialektologie Christen 2015, S. 361–363.

gemeint ist, dass dem Raum als Erdoberfläche «im Rahmen der gesellschaftlichen Sprachpraxis ganz bestimmte Attribute» (Weichhart 2008, S. 326) zugeschrieben werden, die entweder als sprachlich konstituierte kognitive Konstrukte oder als «durch die soziale und ökonomische Praxis formierte Konfigurationen der physisch-materiellen Welt» in Erscheinung treten (Weichhart 2008, S. 326).²⁹

Als Abschluss dieses Kapitels soll nun überlegt werden, welche von Weichhart (2008, S. 75–93) zusammengestellten Raumkonzepte nicht nur für die Wissenschaft, sondern auch für den Alltag eine gewisse Relevanz aufweisen. Deziert der Fall ist dies bei *Raum als Gebiet der Erdoberfläche*, da es sich dabei um «eine vage und abgekürzte Bezeichnung» für ein solches Gebiet handelt, «dessen Grenzen aber entweder nicht näher definiert und unscharf belassen oder konventionell und pragmatisch festgelegt werden» (Weichhart 2008, S. 77). Auch das Konzept des *Container Raums* findet Verwendung im Alltag. Dieses Konzept, das besagt, dass der Raum einem dreidimensionalen Körper entspricht, der alles andere in sich birgt, kann wahrscheinlich als Denkfigur eingeschätzt werden, die der Wahrnehmung von allem Räumlichen zugrunde liegt: Sie entspricht der räumlichen Normvorstellung im Alltag und spiegelt sich in verschiedenen Metaphern, mit denen wir sprachlich agieren (vgl. dazu Kap. 11.1.1). Schliesslich hat auch das Konzept des *erlebten Raumes* eine Relevanz im Alltag, weil der Raum den Menschen stets als «Inbegriff faktischer Realität» (Weichhart 2008, S. 82) vor kommt. Zusammenfassend lässt sich vermuten, dass Menschen, wenn sie sich im Alltag auf Räume beziehen, damit immer ein *Gebiet der Erdoberfläche* meinen, das sie als *Container Raum* konzeptualisieren und es mit einer Menge an «gruppen- und kulturspezifische[n] Werturteile[n], Klischees und Imagezuschreibungen» (Weichhart 2008, S. 82) füllen: So erleben Menschen Räume im Alltag.

Nebst den drei thematisierten Raumkonzepten, denen sowohl in der Wissenschaft (*Raum als Gebiet der Erdoberfläche* in der Geographie, *Raum als Container Raum* in der Physik und *erlebter Raum* in den Sozialwissenschaften als Möglichkeit zur Eruierung raumgebundener Vor- und Einstellungen) als auch

²⁹ Vgl. hierzu auch das Begriffspaar «Syntheseleistung» und «Spacing» nach Löw: «Die Auseinandersetzung mit den Prozessen der Raumkonstitution führt mich zu der Erkenntnis, daß Handeln genauer differenziert werden muß in Syntheseleistung und Spacing. Unter Spacing fasse ich das Plazieren von sozialen Gütern und Menschen bzw. das Positionieren primär symbolischer Markierungen, um Ensembles von Gütern und Menschen als solche kenntlich zu machen. Spacing bezeichnet also das Errichten, Bauen oder Positionieren. Unter einer Syntheseleistung verstehe ich die Wahrnehmungs-, Vorstellungs- oder Erinnerungsprozesse, in denen soziale Güter und Menschen zu Räumen zusammengefaßt werden.» (Löw 2001, S. 177–179)

im Alltag eine gewisse Relevanz beikommt, gibt es solche, deren Relevanz sich eindeutig auf die Wissenschaft beschränkt (vgl. auch Kap. 3.1): Darunter fällt der *Raum als logische Struktur* wie auch der *Raum als Relationalität der Dinge*. Der *sozial konstituierte und konstruierte Raum* ist als Erweiterung einer relativistischen Raumkonzeption einzustufen, die heute breit rezipiert wird und auch in die Linguistik Eingang gefunden hat.

3.2 Zum *spatial turn* und seinen Implikationen für die Dialektologie

Wegweisend für eine Neukonzeptionierung von Raum in den Sprachwissenschaften und namentlich in der Dialektologie war Auer (2004), der mit Bezug auf Simmel (1995) angeregt hat, Raum nicht als rein physisches, sondern auch als mentales Phänomen zu begreifen. Simmels Idee, dass Raum «überhaupt nur eine Tätigkeit der Seele ist, nur die menschliche Art, an sich unverbundene Sinnesaffektionen zu einheitlichen Anschauungen zu verbinden» (Simmel 1995, S. 133), die Idee von Raum also als etwas Konstruiertes und vom Menschen Gemachtes, überträgt Auer (2004) auf die Sprache und plädiert dafür, für die Entwicklung von Dialekt(räum)en nicht mehr nur topografische Begebenheiten verantwortlich zu machen, sondern auch die räumlichen Vorstellungen der Sprecher: «Nicht die Struktur des Raums schafft sprachliche Unterschiede, sondern unsere dialektalen kognitiven Landkarten sind Ordnungsstrategien, mit denen wir das ‹Chaos› der Heteroglossie bewältigen.» (Auer 2004, S. 160) Damit stellt er sich gegen die klassisch-dialektologische Lehrmeinung, die besagt, dass ausserlinguistische Grenzen in direkter Weise mit der Kon- und Divergenz von Sprachen zusammenhängen: Sind naturräumliche Grenzen (wie etwa Berge) vorzufinden, ist sprachliche Divergenz zu erwarten, fehlen sie, ist sprachliche Konvergenz zu erwarten. Sein Hauptargument besteht in der Kritik der Arbeiten von Bach (1934), der zur Erklärung von dialektologischen Verhältnissen mittelalterliche und frühneuzeitliche Territorien anführt, die zum Ende des 19. Jahrhunderts, als die Forschungen stattfanden, z. T. schon lange nicht mehr existierten. Damit fehlten auch die politischen Grenzen, die die Kommunikation hätten behindern können:

In vielen Fällen hätten Hunderte von Jahren zur Verfügung gestanden, um die einst herrschenden Akkommodationshindernisse auszuräumen und Innovationen über die ehemalige Grenze zu tragen. Dass dies nicht geschah, bedeutet, dass die Wirkung der politischen Grenzen diese selbst überlebt hat. Wie ist dies möglich, wenn der «Verkehr» zwischen den Menschen doch nun problemlos funktionierte? Die Antwort ist offensichtlich: Die alten Grenzen hinterließen ihre mentalen Spuren im kulturellen Gedächtnis der Bevölkerung und in ihren ethno-dialektologischen Landkarten. (Auer 2004, S. 160–162)

Dafür, dass alte Grenzen mentale Spuren im kulturellen Gedächtnis der Bevölkerung hinterlassen können, wurden mittlerweile einige Nachweise geliefert. Für den Bodenseeraum etwa wurde ermittelt (Streck 2012a, 2012b, 2014), dass die alte Grenze zwischen Baden und Württemberg einen Einfluss auf die Entwicklung der dortigen Dialekte hat: Im nördliche Bodenseeraum, der traditionell-dialektologisch als homogenes Gebiet eingestuft wird, kann im Osten (um die Städte Konstanz, Friedrichshafen und Ravensburg) auf breiter empirischer Basis³⁰ ein Dialektwandel zugunsten des Schwäbischen festgestellt werden. Von diesem Wandel sind in erster Linie württembergische Orte betroffen, was Streck damit erklärt, dass sich die alte baden-württembergische Grenze – die seit 1952 mit der Gründung des neuen Bundeslandes Baden-Württemberg im Grunde aufgelöst wurde – in den Köpfen der Einwohner gehalten hat: «Die politische Grenze zwischen Baden und Württemberg bestand bereits zum Zeitpunkt des Beginns der Erhebungen für den SSA [...] nicht mehr. Trotzdem scheinen sich die beiden Identitäten ‹Badener› und ‹Schwabe› erhalten zu haben» (Streck 2012b, S. 296). Streck, der den Sprachgebrauch in diesem Zusammenhang als Manifestation regionaler Zugehörigkeit begreift, interpretiert diesen Befund im Sinne einer Herausbildung einer (ober)schwäbischen Identität, die ihren Ursprung in alten territorialen Verhältnissen hat, die durch gegenwärtige wirtschaftliche und kulturelle Verschränkungen (im ehemaligen württembergischen Gebiet) aber noch genährt wird. Streck (2012b, S. 300) räumt ein, dass die linguistische Analyse auf Daten beruht, die durchschnittlich 30 Jahre alt sind, weshalb die Ergebnisse nicht auf die heutige Sprachsituation übertragen werden können. Er schliesst aber aus gegenwärtigen Selbsteinschätzungen der Einwohner – die ihren eigenen Dialekt mehrheitlich als Schwäbisch bezeichnen –, dass diese Tendenz nach wie vor vorherrschend sein könnte.

Eine weitere Studie, die diskutiert, inwiefern mentale Dialektgrenzen Menschen in ihrem Handeln beeinflussen, entstand aus einer Zusammenarbeit zwischen Linguisten und Ökonomen: Falck et al. (2012) nehmen sich der Frage an, ob alte (bundes)deutsche Dialektgrenzen als Einflussfaktor auf die Arbeitsmigration der (bundes)deutschen Bevölkerung gelten können. Dialektgrenzen werden in einer solchen Anlage gleichgesetzt mit kultureller Abgrenzung, eine Operationalisierung, die für die Wirtschaftswissenschaften offenbar als Novum gelten kann: «The recorded geography of dialects comprehensively portrays local cultural similarities that have been evolving for centuries, and provides an ideal opportunity to measure cultural barriers to economic exchange at a fine

30 In die quantitative Analyse sind insgesamt 82'065 Tonbelege der Befragungen des Südwestdeutschen Sprachatlas (SSA) zu 38 phonologischen Phänomenen in 172 Lexemen/Wortformen aus 354 Orten im Untersuchungsgebiet des SSA eingegangen (Streck 2012b, S. 294).

geographical scale.» (Falck et al. 2012, S. 225) Der linguistische Datensatz, der für die Beantwortung der Frage Verwendung findet, bilden die Wenkerdaten, die recodiert und mittels ArcGIS in Ähnlichkeitskarten überführt wurden. Die Karten, die abbilden, wie ähnlich resp. verschieden die Dialekte zueinander sind, wurden in einem nächsten Schritt abgeglichen mit Daten zu innerdeutschen Arbeitsmigrationsbewegungen in der Zeit von 2000–2006. Die Ergebnisse zeigen, dass die «cross-regional migration flows in the period 2000–2006 are positively affected by historical dialect similarity» (Falck et al. 2012, S. 225):

Our central finding is that, conditional on geographical distance, the contemporaneous migration is significantly positively affected by the similarity of the dialects prevalent in the source and the destination area more than 120 years ago. Quantitatively, the impact is smaller than the effect of geographical distance on migration flows that is typically in the focus of gravity analyses, but still it is economically important: Had there been no dialect barriers, internal migration in Germany would be almost 20 per cent higher than it really is. (Falck et al. 2012, S. 226)

Die Einflüsse der alten Dialektgrenzen auf die Migrationsbewegungen, die hier positiv nachgewiesen werden können, seien, so die Autoren, nicht darauf zurückzuführen, dass diese Dialektgrenzen tatsächliche kommunikative Hinderisse darstellten; vielmehr müssten sie als kognitive Grenzen gesehen werden, die «persistent cultural differences across German regions» (Falck et al. 2012, S. 226) reflektieren, die sich über Jahrzehnte entwickelt haben. Studien wie die eben zitierten liefern Evidenzen dafür, dass sich mentale Raumvorstellungen von Menschen in (räumlichen) Handlungen niederschlagen können – und drängen dazu, die traditionellen sprachwissenschaftlichen und insbesondere die dialektologischen Raumkonzepte zu überdenken.

3.2.1 Revision der traditionell-dialektologischen Raumkonzeption

Die Hauptkritik, die man an traditionell-dialektologischen Raumkonzepten üben kann, besteht darin, dass Sprache und Raum dort als unlösbar aneinandergebunden konzeptualisiert wird:

Languages are directly linked to spaces: a given part of geographic space is assumed to be the «natural habitat» of a language, and a given language is assumed to «have» its own space. But, of course, languages cannot be located in geographical space in the same way as coal-mines or rivers. Their only link to a particular territory is the fact that they are spoken by people who inhabit this territory, or that speakers believe that the territory is under the roof of a given national standard language. (Auer 2013, S. 4–5)

Dieses traditionell-dialektologische Verständnis des Verhältnisses von Sprache und Raum, das mit der Verkürzung «language = speakers = territory» (Auer 2013,

S. 5) illustriert werden kann, gründet mit Auer (2013, S. 5–6) auf folgenden Annahmen:

1. Sprecher sprechen nur eine Sprache, d. h., sie sind monolingual resp. «mono-varietal» oder eine ihrer Sprachen/Varietäten ist zumindest so dominant, dass die andere vernachlässigt werden kann.
2. Sprecher sind an Räume gebunden, d. h., sie sind immobil.
3. Raum ist ein Container, der Sprachen beinhaltet.
4. Ähnlichkeiten zwischen Sprechern nehmen zu, wenn die Sprecher zusammen an einem Ort wohnen, und sie nehmen ab, je weiter weg voneinander sie wohnen.
5. Sprachräume sind aneinander angrenzend und sich gegenseitig ausschliessend (im Unterschied zu überlappend oder perforiert), alle Sprachräume haben die gleiche maximale Dichte.

All diese Annahmen gründen auf einer absolutistischen Konzeption von Raum, in der er als konkretes Gebiet auf der Erdoberfläche gedacht wird (s. o.), oder, um mit Christen (2015, S. 355) zu sprechen, auf einer Konzeption von «Raum als absolut gesetzte[r] physisch-materielle[r] Wirklichkeit». Dieses Konzept des Raumes als absolut gesetzte physisch-materielle Wirklichkeit ist für die Dialektologie seit jeher von Bedeutung. Zentral ist etwa die Überlegung, dass sich zwischen Menschen, die sich räumlich nah sind, die häufigsten *face-to-face*-Begegnungen ergeben: Der Einfluss auf die Sprache ist dabei jener, als bei häufigem Kontakt sprachliche Konvergenz zu erwarten ist. Vor diesem Hintergrund werden Ortsgemeinschaften als sprachlich maximal homogene Gemeinschaften gefasst, was ihre Prominenz in dialektologischen Arbeiten erklärt: «Der materielle Erdraum wird damit als erklärende Grösse für räumliche Sprachunterschiede geltend gemacht, sei es aufgrund seiner Ausdehnung, sei es durch seine materielle Ausstattung mit begegnungshinderlichen Seen, Flüssen, Gebirgen oder begegnungsförderlichen offenen Landschaften.» (Christen 2015, S. 356) Christen führt weiter aus, dass die Verkürzung «von sprachlich kommunizierenden, in situativen Zusammenhängen agierenden Menschen [...] zu Sprache als einem Ortsattribut [...] mit einer massiven Reduktion komplexer Sachverhalte verbunden» ist, da in allen örtlichen Gemeinschaften mit sozialen und situativen Unterschieden gerechnet werden müsse. «[M]it ihrem Basisdialekt- resp. Grundmundarten-Konzept» habe die Dialektologie jedoch «einen gangbaren Weg gefunden, um jene Variationsschicht herauszuschälen, die sich durch maximale Ortsüblichkeit und maximale historische Tiefe auszeichnet» (Christen 2015, S. 356).

Den Unternehmungen der traditionellen Dialektologie kommt zweifelsohne ein erhebliches Verdienst zu, die «grundlegende Kenntnis jener arealen Variation» nämlich, die «von sozialen und situativen Dimensionen absieht und uns

etwa in kartografisch aufbereiteter Form entgegentritt» (Christen 2015, S. 356). Dennoch sind gerade ihre räumlichen Prämissen zu überdenken, da diese nur schwer vereinbar sind mit heutigen gesellschaftlichen Verhältnissen. Was etwa die oben thematisierten Annahmen 1) der Einsprachigkeit und 2) der räumlichen Immobilität angeht, muss diesen – während sie in den Anfängen der traditionellen Dialektologie eventuell noch eher plausibel waren – die Berechtigung in einer Zeit, die von wachsender Mobilität und medialer Vernetztheit geprägt ist, abgesprochen werden: Weder kann davon ausgegangen werden, dass Sprecher heute nur noch eine Varietät sprechen, oder, vorsichtiger formuliert, passiv kennen, und schon gar nicht, dass Sprecher sich nur an einem Ort aufhalten. Was Annahme 3) nach einem Glauben an einen *Container Raum* angeht, muss diese, vor der heute in den Sozialwissenschaften gängigen relativistischen Auffassung von einem gesellschaftlich konstituierten und konstruierten Raum, aufgegeben werden: Die Vorstellung, dass Sprachräume determinieren, wie «ihre» Sprecher sprechen, ist überholt und zu ersetzen mit einer Konzeption, in der die Sprecher die Rolle des Akteurs innehaben (s. u.). Annahme 4), die besagt, dass Sprecher umso ähnlicher sprechen, je räumlich näher sie einander sind, ist aus dem gleichen Grund zu verabschieden wie Annahme 3). Und auch Annahme 5) ist unter einem relativistisch-konstruktivistischen Raumverständnis nicht mehr haltbar, da dieses negiert, dass Räume als materiell existente Gebiete an die Erdoberfläche gebunden sind, und sich dementsprechend auch auf mehreren Ebenen überlagern können. Insgesamt lässt sich feststellen, dass die Gleichsetzung «Sprache = Sprecher = Ort» nicht mehr funktioniert: Sprachen können nicht direkt als mit Räumen verbunden gedacht werden, sondern sind dies alleine durch die Sprecher, die diese Verbindungen erst herstellen. Der Sprecher mutiert also zur zentralen Instanz («bringing in the speaker», Auer 2013, S. 10), der durch seine Sprechhandlungen Verbindungen zu Räumen herstellt, die wiederum von Hörern dekodiert werden können («act of localization», Auer 2013, S. 10). Die Bedeutung, die dem Sprecher und dem Prozess der Lokalisierung in diesem Zusammenhang beigemessen wird, führt zu einer Umkehrung des traditionellen Verständnisses von Sprache und Raum:

Most of the time, an individual's or group of individual's speech is no simple reflex of the spatial location in which it occurs; we need to be attentive to how humans achieve localizations and, by doing so, construct language spaces. From this perspective, speakers are seen as agents who choose variables from a range of options as a way of «placing» themselves, and enabling their recipients to «place» them (LePage & Tabouret-Keller 1985). [...] The reversal of the usual way of thinking about space and language puts us in a position to analyse the place- and space-making activities which we believe are typical of late modernity, both in face-to-face interaction and in mediated interaction. (Auer 2013, S. 14–15) [im Original mit Hervorhebungen]

3.3 Sprachgebundenes *place-making*

Im Zusammenhang mit der heute gängigen Auffassung von Raum hat sich auch der Begriff *place-making* etabliert: Er kann als begriffliches Kondensat einer sozialkonstruktivistischen Perspektive auf den Raum aufgefasst werden.³¹ Während die Determinante des Kompositums, *making*, auf die Handlungsmöglichkeiten referiert, die den Menschen unter dieser Perspektive im Umgang mit Räumen attestiert werden, kann die Determinante des Kompositums, *place*, definiert werden als räumliche Einheit, der eine gewissen Bedeutung zugeschrieben wird:

So what links these examples: a child's room, an urban garden, a market town, New York City, Kosovo and the Earth? What makes them all places and not simply a room, a garden, a town, a world city, a new nation and an inhabited planet? One answer is that they are all spaces which people have made meaningful. They are all spaces people are attached to in one way or another. This is the most straightforward and common definition of place – a meaningful location. (Cresswell 2004, S. 7)

Mit Bezug auf Agnew (1987) führt Cresswell drei Aspekte an, die «places» als «meaningful locations» auszeichnen: 1) Mit «location» ist gemeint, dass jeder «place» an einen erträumlichen Ausschnitt der physisch-materiellen Welt gebunden ist. 2) Unter «locale» wird «the material setting for social relations – the actual shape of place within which people conduct their lives as individuals, as men or women, as white or black, straight or gay» verstanden (Cresswell 2004, S. 7). 3) Mit «sense of place» sind subjektive und emotionale Beziehungen gemeint, die Menschen mit «places» verbinden.³²

Vor dem Hintergrund der Ausführungen von Cresswell (2004) kann *place-making* als Prozess eingestuft werden, durch welchen Lokalitäten zu «socially meaningful spaces» werden, «which derive their significance from the activities taking place in them, and the values ascribed to them» (Auer 2013, S. 15). Sprache spielt in *place-making*-Aktivitäten eine wichtige Rolle: Man denke an Prozesse wie die Benennung neuer Quartiere und Straßen oder den Gebrauch von

³¹ Vgl. in diesem Zusammenhang den Begriff des *doing gender* (West und Zimmerman 1987), der als ebensolches Kondensat innerhalb einer konstruktivistischen Geschlechter- resp. Genderforschung gelten kann (vgl. auch Butler 2009).

³² Cresswell 2004 grenzt den Begriff des «place» ab gegenüber demjenigen des «space» («undifferentiated space becomes place as we get to know it better and endow it with value», Cresswell 2004, S. 10) und gegenüber demjenigen der «landscape» («Landscape is an intensely visual idea. In most definitions of landscape the viewer is outside of it. This is the primary way in which it differs from place. Places are very much things to be inside of.» Cresswell 2004, S. 10).

Amtssprachen zur Beschriftung öffentlicher Institutionen, die zu kontroversen Debatten führen können (Auer 2013, S. 16–17, vgl. auch Burenhult und Levinson 2008, Landry und Bourhis 1997). Dialekte allerdings, so stellt Auer (2013, S. 16) fest, sind mit Blick auf *place-making*-Aktivitäten erst spärlich erforscht (vgl. Johnstone et al. 2006; Johnstone 2009): Dies ist einmal erstaunlich, weil Dialekte räumlich gebundene Varietäten par excellence darstellen, und zudem, da ihnen innerhalb der Prozesse, die von der Geographie mit *new regionalism* (Werlen 1997) überschrieben werden, eine mutmasslich wichtige Rolle zukommt (Auer 2013, S. 16–17): Der *new regionalism* postuliert, dass Zentralisierung und Globalisierung nicht unbedingt zu Prozessen der Uniformierung und der De-Regionalisierung führen müssen, sondern auch gegenteilige Prozesse möglich sind: Aufstrebende regionale Verhaltens- und Handlungsweisen nämlich, die sich u. a. in der Sprache niederschlagen (vgl. hier auch das Konzept der *Glokalisierung*, Kap. 1). Wie genau sich diese Prozesse sprachlich manifestieren, muss erst näher untersucht werden. Auer vermutet:

Obviously, such new social constellations will lead speakers to deploy regionally indexed linguistic features in ways not systematically accounted for in traditional dialectology and variationism. Where a traditional speaker of a broad dialect is predicted to accommodate toward more standard-like usage in more formal situations or in communication with outsiders, a «modern» regional speaker-activist, for whom a possibly enregistered dialect has the primary function of gatekeeping for the regional community, will use a comparatively smaller number of highly salient regional features, but be far less willing to give them up in communication with outsiders. (Auer 2013, S. 16–17)

Ähnlich gefasst wie von Auer (2013) wird *place-making* von Busse und Warnke (2014): Mit Rückgriff auf Friedmann (2010)³³ definieren sie das Konzept als «In-Wert-Setzung» von Raum. Empirisch interessieren sie sich dafür, wie Urbanität in Sprachhandlungen konstruiert («in diskursiven Prozessen [...] – in partizipativen wie auch konfrontativen Akteurskonstellationen produziert», Busse und Warnke 2014, S. 2) wird und präzisieren den Begriff dementsprechend als «sprachgebundenes, urbanes *Place-Making*».³⁴ Mit dieser Produktion von urba-

³³ Friedmann 2010 bezieht sich in seiner Definition von *place* ebenfalls auf Cresswell 2004 und definiert ihn als «being small, inhabited, cherished by most of those who live there, and centered as revealed in its sacred spaces, reiterative social practices and rituals» (Friedmann 2010, S. 159).

³⁴ Vgl. hierzu den vielversprechenden Ansatz der «Kommunikativen Konstruktion von Räumen» (Christmann 2016a, 2016b, 2016c; Knoblauch 2016): «Dass Räume erst vor dem Hintergrund menschlicher Bedeutungszuschreibungen zu einer gesellschaftlichen Wirklichkeit werden und folglich als soziale Konstruktionen verstanden werden müssen, ist ein Gedanke, der raumtheoretische Reflexionen seit Langem leitete [...]. Vergleichsweise neu ist es demgegenüber, die kommunikative Konstruktion von Räumen systematischer zu betrachten. Mit der Berücksichti-

nen Räumen einher geht die Produktion von «fluiden Identitäten», die sich sprachlich etwa durch die Verwendung von gruppenspezifischen Ausdrücken manifestiert (Busse und Warnke 2014, S. 3). Die Autoren weisen darauf hin, dass Forschungen zum sprachgebundenen *place-making* grundsätzlich interdisziplinär orientiert sein sollten, «denn es sind nicht nur sprachliche Zeichen und Aussagen, die Raum machen, linguistische Mittel des *Place-Making* sind komplex mit anderen Formaten der Raumproduktion verbunden» (Busse und Warnke 2014, S. 3). Mit ihrem Band lösen Busse und Warnke (2014) den Anspruch, *place-making* als interdisziplinären Gegenstand ernst zu nehmen, ein: Diskursive Prozesse und Praktiken der Raumherstellung werden aus der Warte der Architektur, Soziologie, Literaturwissenschaft und Linguistik beleuchtet. So wird etwa untersucht, «wie Autoritäten und Institutionen, beispielsweise Investoren, Stadtplanung oder Stadtmarketing, urbane Räume kreieren bzw. reflektieren» (Busse und Warnke 2014, S. 4). Dieser interdisziplinäre Ansatz wirft eine Frage auf, die bereits in Kap. 3.1 erwähnt wurde: Die Frage nämlich, wie das Verhältnis zwischen dem materiell-existierenden und dem synthetisch-konstruierten Raum vor dem Hintergrund räumlicher Konstruktionshandlungen zu beschreiben ist. Während Einigkeit darüber besteht, dass Menschen sich die sie umgebenden Räume mental aneignen, ist umstritten, wie stark sie sich dabei auf die Materialität dieser Räume beziehen. Genauso interessant ist die entgegengesetzte Frage danach, inwiefern synthetisch-konstruierte Räume Einfluss nehmen auf materiell-existierende Räume (Löw 2001, S. 140–141). Folgt man der Argumentation von Busse und Warnke (2014), funktioniert dieser Prozess über diskursive *place-making*-Aktivitäten, die, wie im eben beschriebenen Fall von Institutionen, über Stadtplanung, also zunächst diskursive Prozesse, Änderungen im materiell-existierenden Raum bezeichnen können, indem die Pläne physisch im Raum umgesetzt werden. Beim *place-making* haben wir es also mit einem Prozess zu tun, der einerseits aufgefasst werden kann als rein konzeptuelle Konstruktion von Räumen im Diskurs, andererseits aber auch als diskursive Konstruktion von Räumen, die sich zusätzlich in der Materialität des Raumes

gung kommunikativer Prozesse wird dem Umstand Rechnung getragen, dass Räume weder in der Vergangenheit noch in der Gegenwart von Subjekten jenseits kommunikativer Prozesse gedacht, geplant oder gestaltet wurden. Schon in einfachen Gesellschaften ist ein kommunikativer Austausch der Gesellschaftsmitglieder über Räume unabdingbar, damit Räume überhaupt erst zu einer intersubjektiv geteilten, also zu einer gesellschaftlichen Wirklichkeit werden können. Besonders aber in modernen, funktional differenzierten und hoch komplexen Gesellschaften ist beobachtbar, dass Raumvorstellungen und geplante Raumgestaltungen in hohem Maße kommunikativ verhandelt werden, und zwar vielfach in breiten Öffentlichkeiten.» (Christmann 2016b, S. 7)



Abb. 3: Reichweite des Prozesses des *place-making* auf dem Kontinuum konzeptionell – materiell

niederschlägt. Diese beiden Beispiele können als Pole eines Kontinuums gedacht werden (vgl. Abb. 3).

Während bspw. Gespräche über Dialekträume, wie sie im empirischen Teil dieser Arbeit als Datensatz fungieren, ein eindeutiges Abbild für die konzeptuelle Konstruktion von Räumen darstellen, sind bauliche Umsetzungen von Stadtplänen ein Beispiel dafür, inwiefern sich ein Diskurs (d. h. die konkreten Verhandlungen der Akteure aber auch weitreichendere Diskurse etwa zur nachhaltigen Entwicklung) in der Materialität der Räume niederschlagen kann. Natürlich spielt die Materialität von Räumen bei der konzeptuellen Konstruktion von Räumen durch den Diskurs eine Rolle (vgl. die Ausführungen in Kap. 3.1): So ist davon auszugehen, dass die Erfahrungen, die Menschen mit materiell-existierenden Räumen machen, einen Einfluss darauf haben, wie sie diese Räume konzeptualisieren und wie sie darüber sprechen: Wenn sich zwei Särner also über Särnen unterhalten, werden (nebst tradierten Wissensbeständen auch) ihre alltäglichen (materiellen) Erfahrungen mit dem (Erd)Raum Särnen in das Gespräch einfließen. Gleichzeitig sollte bezüglich der materiellen Konstruktion von Räumen durch den Diskurs nicht der Eindruck erweckt werden, dass in diesem Prozess konzeptuelle Konstruktionen keine Rolle spielen, im Gegenteil: Vielmehr soll hier darauf fokussiert werden, dass konzeptuelle Konstruktionen von Räumen in den physisch-materiellen Raum Eingang finden können (bspw. öffentliche Massnahmen, die der Gentrifizierung von Stadtteilen entgegenwirken sollen). Beschriftungen im Raum schliesslich, wie sie von der aufstrebenden *linguistic landscapes*-Forschung prominent zum Thema gemacht werden, habe ich in der Mitte angesiedelt, da solche Raumhandlungen nicht zu materiell neuen Strukturen im Raum führen, wie bspw. architektonische Projekte es tun, wohl aber im Raum sichtbar sind (und durch ihre Inhalte mindestens so grosse Auswirkungen auf den Raum haben können wie materielle Modifikationen, vgl. hierzu bspw. Beschriftungen als Besitzanzeige).

3.4 Zusammenfassung

Konstruktivistische Ideen, wie jene, die die Wahrnehmungsdialektologie prägen, kursieren derzeit in vielen Forschungsbereichen. So auch in Bereichen, die sich mit dem *Raum* beschäftigen; eine Entität, die für vorliegende Arbeit zentral ist. Während in sozial- wie auch in naturwissenschaftlichen Disziplinen lange Zeit von einer Container-Raumvorstellung ausgegangen wurde, die den Raum als «Schachtel oder Behälter [begreift, der] Dinge, Lebewesen und Sphären umschließt» (Löw 2001, S. 24), wird heute ein relativistischer Raumbegriff (Löw 2001, S. 17–18) angesetzt, der Dinge und Lebewesen als Objekte resp. Subjekte fasst, die den Raum erst generieren und konstruieren (vgl. dazu auch Weichhart 2008). Dieser Paradigmenwechsel in der Konzeption von Raum und Räumlichkeit weg von einer absoluten und hin zu einer relativen Auffassung von Raum hat konstruktivistischen Zugängen im Umgang mit dem Raum den Weg geebnet, die mittlerweile auch in der Sprachwissenschaft und konkret in der Dialektologie angekommen sind. Hier ist es Auer (2004), der früh fordert, Raum nicht als rein physisches, sondern auch als mentales Phänomen zu begreifen: Nicht mehr nur aussersprachliche, räumliche Grenzen und Übergänge seien es, die zu Variation und Wandel der Dialekte beitragen, sondern gerade auch die Vorstellungen der Sprecherinnen und Sprecher über die Dialekte sowie über die Räume, Grenzen und Übergänge, die die Dialekte bedingen, wofür mittlerweile vereinzelt empirische Evidenz gefunden werden konnte (Streck 2012a; Falck et al. 2012). Gerade in der (post)modernen Welt, in der wir leben, sind zentrale Aspekte des klassisch-dialektologischen Argumentariums – Sprecher sprechen nur eine Sprache, Sprecher sind immobil, die Sprache von Sprechern nimmt mit zunehmender naturräumlicher Nähe der Sprecher an Ähnlichkeit zu – nicht länger haltbar, da Argumente der Mobilität und des starken medialen Kontaktes deutlich dagegen anstehen: Die Annahme, dass Sprachen in der Weise mit geografischen Räumen verbunden sind, als sie an geografischen Räumen haften und diese Räume gewissermassen repräsentieren, sei zu ersetzen mit jener, dass Sprachen durch Sprecher als Co-Konstrukteure des Raumes fungieren (Auer 2013, S. 4–5). Vor diesem Hintergrund kommt dem Sprecher eine prominente Rolle zu: Er rückt ins Zentrum des Interesses, da davon ausgegangen wird, dass seine Vorstellungen – die in aller Regel nach dem Container-Schema funktionieren – und daraus resultierende Handlungen (sprach)raumbildend sein können. Fragen wie «Wie nehmen Laien Räume wahr?», «Was verbinden sie mit diesen Räumen?», «Wie bewerten sie diese Räume?» werden ganz zentral und können mit sozialgeografischen Konzepten wie jenem des *erlebten Raumes* aufgefangen und anschaulich erklärt werden. Für dieses neue Interesse an Menschen und ihrem Umgang mit Räumen kursiert denn auch der Terminus des *place making*,

der – etwa verglichen mit dem Terminus des *doing gender* – als eine Art geronnener Diskurs eingeschätzt werden kann, der zentrale Anliegen und Interessen desselben in aller Kürze umschreibt.